



Wagnis und Risiko: Auf den Spuren eines tragfähigen Vertrauens

Impulsreferat zur Podiumsdiskussion bei der 23. Ökumenischen Sommerakademie zum Thema „Gesellschaft ohne Vertrauen“

15. Juli 2022, Stift Kremsmünster

Sicherheit und Gewissheit?

Hochwasserkatastrophen und Muren, Hagel und Stürme ... Wie kann Sicherheit vor diesen Extremen der Natur geschaffen werden? Und wem vertrauen die betroffenen Menschen bei diesen Ereignissen: der Technik, der Wissenschaft, der Statistik, den Medien, dem Bundesheer, den Politiker:innen, der Feuerwehr, den Versicherungen, den Banken, der Krisenintervention des Roten Kreuzes, den Seelsorger:innen ...? Sicherheit ist ein vielschichtiges und höchst aktuelles Thema. Sicherheit steht im Zusammenhang mit Krieg und Frieden. Menschen und Völker haben ein Recht darauf, in Sicherheit und Frieden zu leben, haben ein Existenzrecht, das nicht ständig bedroht und in Frage gestellt werden darf. Wann war der letzte Terroranschlag in Österreich? Sicherheit: Wie kommen wir am Abend sicher nach Hause, wie steht es mit Verbrechen und Kriminalitätsaufklärung? Persönlich großen Ärger bereitet die Datenunsicherheit unserer Computer. Vermutlich gehen diese Viren emotional näher als andere medial vermittelte Bedrohungen. Eine Ethik des Straßenverkehrs hat Fragenkomplexe zu besprechen wie die Verkehrssicherheit, indem Unfälle vermieden werden, indem auf ein verantwortliches Fahrverhalten reflektiert und dazu erzogen wird. Ohne grundsätzliche Anerkennung des Vertrauensprinzips wird aber der Straßenverkehr nie funktionieren. Wie schaut es mit der sozialen Sicherheit aus im Falle von Arbeitslosigkeit, bei Krankheit oder bei Pflegebedürftigkeit? Es braucht Rechtssicherheit für Familien, für Pflegerinnen und Pfleger. Sicherheit vor Naturkatastrophen, vor Terroranschlägen, im Krieg, vor wirtschaftlichen Überraschungen oder vor den Lücken in der Alten-Betreuung ...

Unübersichtlichkeit

Viele Autoren der Gegenwart wie Ulrich Beck, Jürgen Habermas oder Jean-Francois Lyotard betrachten Komplexität als ein wesentliches Merkmal unserer Transformationsgesellschaft; die Komplexität führt zu Ungewissheit, daraus ergibt sich ein Gefühl der Überforderung. Wo sich Unsicherheit und Unübersichtlichkeit breit machen, schleicht sich auch die Angst ein. Und Angst ist nicht nur ein guter Ratgeber in Gefahr oder ein Signal in der Dunkelheit, sie kann auch unberechenbar und sogar böse machen. Die gegenwärtige Gesellschaft ist durch ein hohes Maß an Komplexität und Pluralismus, durch eine massive Unübersichtlichkeit gekennzeichnet. Traditionelle Sinn- und Wertsysteme bröseln. Institutionen wie der Staat, die Parteien, die Interessensvertretungen und die Kirche verlieren an Gestaltkraft und an Glaubwürdigkeit. Bei Vertrauensindices sind sie unten in der Skala zu finden. Eine Reaktion auf diese Unsicherheit und Unbehaglichkeit ist der Fundamentalismus. Fundamentalismus meint (auch) ein Denkverhalten, das die komplexe Wirklichkeit auf Überschaubares reduzieren will. Auf der Suche nach eindeutigen Wahrheiten herrschen Schemata wie: Entweder–Oder, Schwarz–Weiß, Freund–Feind.

„Meine Herren – Es wackelt alles“. Mit diesen berühmten Worten hatte Ernst Troeltsch die kirchliche, die religiöse und die theologische Situation der Zeit vor gut 125 Jahren umrissen (1896). „Wer sich dem reichen, von der Geschichte gelieferten Material zuwendet und es nicht

darauf abgesehen hat, es zu verdünnen, um seine niederen Instinkte zu befriedigen, nämlich die Sucht nach geistiger Sicherheit in Form von Klarheit, Präzision, ‚Objektivität‘, ‚Wahrheit‘, der wird einsehen, dass es nur *einen* Grundsatz gibt, der sich unter *allen* Umständen und in *allen* Stadien der menschlichen Entwicklung vertreten lässt. Es ist der Grundsatz: *Anything goes*.“¹

Sind das wirklich die einzigen Möglichkeiten: der Fundamentalismus aus der einen Seite und die Absage an jede Form von Sicherheit, Gewissheit und Begründung auf der anderen Seite? Gilt schon jeder, der an einer unterschiedslosen Liberalität Anstoß nimmt, als intolerant? Wenn die Widersprüche zum System gehören, wenn Risiko oder Sicherheit zu einer Frage des Geschmacks und der Laune, wenn Leben oder Tod zur Frage des besseren Durchsetzungsvermögens verkommen, Wahrheit oder Lüge bloß eine Frage der besseren Taktik, Liebe oder Hass eine Frage der Hormone, Friede oder Krieg eine Frage der Konjunktur ist, dann wird alles gleichgültig, dann wird das Schicksal, z. B. der Armen und Schwachen, dem evolutionären Unrecht des Stärkeren überlassen.

Orte der Vergewisserung

Gerade in Krisenzeiten wie im Dreißigjährigen Krieg oder in Zeiten des Chaos faszinierten Gewissheit und Eindeutigkeit. Damals suchten die einen den Ort im menschlichen „Ich denke“ (René Descartes), die anderen in der Mechanik oder in der Geometrie (Isaac Newton). Das Streben nach mathematischer Strenge, logischer Exaktheit und theoretischer Gewissheit ist ein Weg, der zu glänzenden technischen Erfolgen und zu den schlimmsten menschlichen Versagen geführt hat. Heute wie vor 300 Jahren garantiert kein technisches System oder Verfahren, dass es menschenwürdig angewandt wird. Es ist eine Sache, ein Werkzeug zu vervollkommen, und eine ganz andere, dafür zu sorgen, dass es auf gerechte, moralisch vertretbare und rationale Weise verwendet wird.

Wenn Vertrauen durch Rationalität bzw. Technik ersetzt werden soll, dann wird es nur auf Experten bzw. die Wissenschaft verlagert. Wir haben keine allumfassende Rationalität im Sinne von Beherrschung und Kontrolle, keine rationale Allmacht oder Allzuständigkeit und müssen bei der Arbeitsteilung sowie bei der Begrenztheit des eigenen Wissens immer anderen Vertrauen.

Werden Vertrauen, Wagnis und Risiko, werden menschliche Freiheit und Ethik, werden zwischenmenschliche Begegnung und Gespräch ausgeblendet, werden Sicherheit und Gewissheit ausschließlich in abstrakten Gebieten wie Geometrie oder in der reinen Rationalität gesucht, dann führt das in die Isolation. Wenn für die Ethik ein Rationalitätsideal eingeführt wird, das zunächst für die Logik, für die Mechanik formuliert worden war, dann wird von den wirklich bedrängenden Fragen abgelenkt. Mit Zahlen lässt sich kein Friede schließen. Logik und Mathematik können Totes festhalten, nicht aber Lebendiges verstehen. Was ist mit dem Gesicht, mit dem Antlitz? Was mit der Zärtlichkeit und mit dem Eros, was mit der Schönheit, was mit dem Beten? Sind Zahlen arbeitslos? Haben Statistiken Probleme? Sterben Zahlen an Krankheiten? Und: Wer hat welches Wissen? Wem gehört dieses Wissen? Wie sieht Demokratie aus in der Wissensgesellschaft – und wie Gerechtigkeit? Denn Wissen ist auch Macht (Francis Bacon).

¹ Paul Feyerabend, *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt a. M. 1986.

Es wäre fatal, wenn das Streben nach Gewissheit und Sicherheit nur um den Preis eines gewissen Solipsismus und Narzissmus zum Ziel führen würde, denn es würde blind und vergesslich machen gegen konkrete menschliche Erfahrung. Vertrauen findet immer in menschlichen Beziehungen statt.

Beobachter und Kontrolleure

Im Bernardisaal des Stiftes Schlierbach in Oberösterreich gibt es die Darstellung eines „Allbeobachters“, d. h. der Betrachter wird vom Auge dieses Beobachters, der auch noch ein Fernrohr hat, angeschaut, wohin immer er sich im Raum bewegt. Der „Allbeobachter“ kontrolliert, überprüft, ihm entgeht nichts, er schaut nie woanders hin oder einfach weg. – Im Bernardisaal in Schlierbach finden noch immer die mündlichen Matura- (Abitur-)Prüfungen statt. – Es kann tiefe Verstörung auslösen, unter ständiger Beobachtung zu stehen oder auch kontrolliert zu werden, sei es privat oder auch beruflich. – Covid kam in eine Ära intensiver digitaler Überwachungsinstanzen. So wurde auch die Corona-App, die die jeweiligen Kontakte aufzeichnet, wurde von manchen als massiver Eingriff in die Persönlichkeitsrechte (miss)verstanden. Selbstbestimmung ist wesentlich für Arbeitszufriedenheit und die seelische Gesundheit. Die Palette an Kontrollinstrumenten ist durch Digitalisierung rasant gewachsen. Wer braucht noch Chefs, wenn man Chips hat? Überwachung mittels GPS-Daten, das gibt es schon in manchen holländischen Einrichtungen. Registriert wird, wie lange Krankenpflegerinnen bei welchen Patient:innen verweilen, und diese Daten fließen automatisch in die Mitarbeiter:innen-Evaluationen ein. – Der französische Philosoph Michel Foucault bezeichnete das utilitaristische architektonische Konzept des „Panoptikum“ als Modell moderner Überwachungsgesellschaften und als wesentlich für westlich-liberale Gesellschaften, die er auch *Disziplinargesellschaften* nennt.² Alle Bauten des Panopticon-Prinzips nach Jeremy Benthams architektonischem Entwurf zeichnen sich dadurch aus, dass von einem zentralen Ort aus alle Fabrikarbeiter oder Gefängnisinsassen beaufsichtigt werden können. Von diesem Konstruktionsprinzip erhoffte sich Bentham, dass sich alle Insassen zu jeder Zeit unter Überwachungsdruck regelkonform verhalten (also abweichendes Verhalten vermeiden), da sie jederzeit davon ausgehen müssten, beobachtet zu werden. Dies führe vor allem durch die Reduktion des Personals zu einer massiven Kostensenkung im Gefängnis- und Fabrikwesen, denn das Verhältnis zwischen erzeugter Angst, beobachtet zu werden, und tatsächlich geleisteter Überwachungsarbeit ist sehr hoch.

Eugen Roth hat diese Verstörung durch ständige Beobachtung und Kontrolle – auf Gott gemünzt – in ein paar Versen folgendermaßen ausgedrückt: „Ein Mensch, der recht sich überlegt, dass Gott ihn anschaut unentwegt, fühlt mit der Zeit in Herz und Magen, ein ausgesprochenes Unbehagen. Und bittet schließlich ihn voll Graun, nur fünf Minuten weg zu schau'n. Er wolle zwischendurch allein, recht brav und artig sein. Doch Gott davon nicht überzeugt, ihn ewig unbeirrt bäugt.“ (Eugen Roth) Können wir einem solchen Gott vertrauen oder gar lieben?

Homo homini: lupus aut amicus?

Vom englischen Philosophen und Staatstheoretiker Thomas Hobbes stammt die Überlegung, dass sich die Menschen vom Naturzustand in einem „bellum omnium in omnes“ befinde. Der Mensch sei dem Menschen eben ein Wolf (Homo homini lupus)³. Das Humanum in seinem

² Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt 2010.

³ Thomas Hobbes *Lehre vom Bürger*. Original lateinisch: „Profecto utrumque vere dictum est, *Homo homini Deus, & Homo homini Lupus*“. *Elementa philosophica de cive*. Amsterdam 1657, 10: „To speak impartially, both

brutalen Naturzustand ist Gewalt, Neid und Missgunst. Phänomene wie Liebe oder Solidarität sind sekundäre kulturelle Zähmungseffekte. Durch Kultur wird die Macht der Natur durch soziale Institutionen gezähmt. Hobbes gebraucht *Homo homini lupus* als Beschreibung für das Verhältnis zwischen den einzelnen von Menschenhand geschaffenen Staaten: „Nun sind sicher beide Sätze wahr: *Der Mensch ist ein Gott für den Menschen*, und: *Der Mensch ist ein Wolf für den Menschen*; jener, wenn man die Bürger untereinander, dieser, wenn man die Staaten untereinander vergleicht. Dort nähert man sich durch Gerechtigkeit, Liebe und alle Tugenden des Friedens der Ähnlichkeit mit Gott; hier müssen selbst die Guten bei der Verdorbenheit der Schlechten ihres Schutzes wegen die kriegerischen Tugenden, die Gewalt und die List, d. h. die Raubsucht der wilden Tiere, zu Hilfe nehmen.“ (10) Entgegen dem späteren Hobbes'schen Diktum „*homo homini lupus*“ lautet der erste Grundsatz der aristotelisch-thomastischen Sozialphilosophie „*Homo homini naturaliter amicus*“ – Der Mensch ist dem Menschen von Natur aus ein Freund.⁴ Das Verhältnis von Mensch und Mitmensch ist von Natur aus freundschaftlich. „*Omnis homo naturaliter omni homini est amicus quodam generali modo.*“ (STh II-II,114,1)

Ist der Mensch von Grund auf kooperativ, sind Unfairness und Egoismus pathologische Entfremdungen? Oder ist der Mensch von Natur aus egoistisch und ist die Liebe und Solidarität auf die Couch zu legen? Wie sollen wir den Menschen – in der Wirtschaft oder in der Politik – verstehen: als grundlegend kooperativ und solidarisch oder als selbstbezüglich und egoistisch? Relevant für das Verhalten sind der Faktor Fairness wie der Faktor Vertrauen: Das eigene Handeln hängt v. a. auch davon ab, welches zukünftige Handeln man vom Gegenüber erwartet bzw. glaubwürdig erwarten darf. Vertrauen und Glaubwürdigkeit sind für Kooperation unabdingbar. Sonst zerreißt das Wir-Gefühl.

Das Antlitz

Wichtige soziale Fragen wie z. B. die Pflege sind ein Problem der Politik, der Finanzen, der Ausbildung, der Technik, des Rechts, aber sie dürfen nicht darauf reduziert werden. „Liebe – Caritas – wird immer nötig sein, auch in der gerechtesten Gesellschaft. Es gibt keine Staatsordnung, die den Dienst der Liebe überflüssig machen könnte.“⁵ „Dein Ort ist / wo Augen dich ansehen. Wo sich die Augen treffen entstehst du. / Von einem Ruf gehalten, immer die gleiche Stimme, es scheint nur eine zu geben mit der alle rufen. / Du fielest, / aber du fällst nicht. / Augen fangen dich auf. / Es gibt dich / weil Augen dich wollen, dich ansehen und sagen dass es dich gibt.“⁶

„Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Kain entgegnete: Ich weiß es nicht. Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ (Gen 4,9) – Die Botschaft der Heiligen Schrift mutet uns

sayings are very true; That Man to Man is a kind of God; and that Man to Man is an arrant Wolfe. The first is true, if we compare Citizens amongst themselves; and the second, if we compare Cities. In the one, there's some analogie of similitude with the Deity, to wit, Justice and Charity, the twin-sisters of peace: But in the other, Good men must defend themselves by taking to them for a Sanctuary the two daughters of War, Deceit and Violence: that is in plaine termes a mere brutall Rapacity ...“

⁴ Vgl. Aristoteles, Nikomachische Ethik VIII,1 – 1155 a 21-22; Thomas von Aquin, In decem libros ethicorum aristotelis ad Nicomachum expositio. Liber Octavus, Lectio I, n° 1541f; Thomas von Aquin, ScG III,117 nr. 2899; ScG IV 54; Eberhard Schockenhoff, Grundlegung der Ethik: Ein theologischer Entwurf, Mainz 2014, 158.

⁵ Benedikt XVI. Deus caritas est, Rom 2006, 28.

⁶ Hilde Domin, Wer es könnte. Gedichte, Hünfelden 2000, 17.

zu, dass wir einander aufgetragen sind, einander Patron sind, füreinander sorgen, Verantwortung tragen, einander Hüter und Hirten sind. Das Evangelium traut uns zu, dass wir Freunde und Anwälte des Lebens sind, dass wir Lebensräume schaffen, in denen in die Enge getriebene Menschen Ja zum Leben sagen können. In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine Praxis der Volksfrömmigkeit verweisen, die durch Aufklärung und Religionskritik nicht ausge- merzt werden konnte: die Gemeinschaft und die Verehrung der Heiligen. Heiligenverehrung ist Ausdruck der Solidarität zwischen den in Gott Vollendeten und denen, die als „Pilger“ unterwegs sind, Zeichen liebenden Gedächtnisses, der Ermutigung zur Nachfolge, der gemeinsamen Anbetung in der Liturgie, des Trostes in Leid und Verfolgung. In der Begegnung mit den Heiligen gilt es, die eigene Gottebenbildlichkeit je neu zu bedenken und zu realisieren. Die Kirche sagt mit einer Seligsprechung, dass dieser Mensch bei Gott angekommen ist und für andere eine Quelle der Freude und Freundschaft, der Hoffnung und der Zuversicht ist. Viele haben zu den Heiligen Vertrauen gewonnen und sind freundschaftlich mit ihnen verbunden. Mit den Märtyrern verbinden die liturgischen Gebete Schutz und Hilfe. Das Besondere der christlichen Märtyrer gegenüber antiken Heroen und Helden war ihre innige Vertrautheit und Freundschaft mit Gott. Die Rolle der Märtyrer wurde im 4. Jahrhundert nach der Art sozialer Beziehungen ausgesagt.⁷ Ruhe und Sicherheit wurden auf diesem Hintergrund nicht mehr so sehr in kosmischen Ordnungen (Stoa), sondern in einem dichten Netz menschlicher Beziehungen gesucht. Die Beziehungen zu den Märtyrern in Form von Freundschaft und Patrozinium hatten eine immens soziale und kirchliche Bedeutung. Patronat und Freundschaft wurde die Fähigkeit zugeschrieben, scheinbar unbarmherzig starre Vorgänge schmiegsam zu machen. Die Präsenz der Märtyrer in den christlichen Gemeinden beseitigte Schranken und eröffnete Solidarität von gesellschaftlichen Klassen und Gruppen. Nicht im Stich lassen und nicht im Stich gelassen werden, das zeichnet eine humane Gesellschaft und eine christliche Gemeinschaft aus.

Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit

Martin Buber sieht in einer *Ansprache am 6. April 1952 in Carnegie Hall in New York* die Menschenwelt in „zwei Lager aufgespalten, von denen jedes das andere als die leibhafte Falschheit und sich selber als die leibhafte Wahrheit versteht.“ Oft hätten Völkergruppen und Religionsverbände einander so radikal gegenübergestanden, dass die eine Seite die andere in deren innerster Existenz verneinte und verdamnte. Er sieht die Entstehung dieses grausamen und grotesken Zustands in den einfachsten Linien, „wie die drei Prinzipien der Französischen Revolution auseinandergebrochen sind. Dort waren die Abstrakta Freiheit und Gleichheit durch die konkretere Brüderlichkeit zusammengehalten, denn nur wenn Menschen sich als Brüder fühlen, können sie einer echten Freiheit voneinander und einer echten Gleichheit miteinander teilhaftig werden.“ Als der Geschwisterlichkeit der Wirklichkeitsgehalt entzogen wurde, „musste jedes der beiden übrigen sich gegen das andere etablieren, um dabei immer weiter von seiner Wahrheit abzukommen und sich immer gründlicher mit fremden Elementen, Elementen der Macht sucht und Besitzgier zu vermischen, gebläht und usurpatorisch.“⁸

⁷ Vgl. dazu Peter Brown, *Die Heiligenverehrung*, Leipzig 1991.

⁸ Martin Buber, *Hoffnung für diese Stunde. Ansprache vom 6. April 1952 in Carnegie Hall in New York*, zitiert nach: *Dominique Bourel, Martin Buber. Was es heißt, ein Mensch zu sein. Biografie*, Gütersloh 2017, 600f. vgl. auch 665.

Freiheit und Vernunft, so sehr sie auch pervertiert werden mögen, sind von der Wurzel her das Vermögen, das Anderssein von Mitmenschen, der Nahen und der Fernen, der Freunde und der Feinde zu würdigen. Zur Freiheit und Selbstbestimmung gehören aber Verantwortung, Empathie und Mut, zur Vernunft das Wissen um die eigenen Grenzen und auch die Fähigkeit damit zu rechnen, einmal falsch zu liegen.

Eine Form der Entfremdung von der konkreten Sinnlichkeit und Individualität ist Folge einer egalitär-solidarischen Rekonstruktion kommunikativen Handelns.⁹ Diese geht von der Symmetrie, von einer fiktiven Gleichheit aller aus¹⁰. Die konkrete Wirklichkeit von Leid, Angst, Unterdrückung und Tod wird dabei aber ausgeklammert. Im Blick ist nur der imaginär gleiche Andere, nicht aber ein konkretes antlitzhaftes Du. „Aus der unterschiedslosen Güte gegen alles droht denn auch stets Kälte und Fremdheit gegen jedes.“¹¹ Eine bestimmte Form der Gleichheit ist so wieder nur Ausdruck eines herrschenden Bewusstseins, auch wenn sie unter dem Vorzeichen von Demokratie und Emanzipation läuft. Für Adorno ist die Unfähigkeit zu unterscheiden ein Zeichen von sexueller Rohheit und Barbarei: Diese Unfähigkeit lebt auch in spekulativen Systemen, wenn Autonomie in der Metaphysik ihr Recht verfißt, „alles Begegnende auf sein Wesen so umstandslos zu reduzieren wie Landsknechte die Frauen der eroberten Stadt. Die reine Tathandlung ist die auf den gestirnten Himmel über uns projizierte Schändung.“¹² Wenn das bürgerliche Bewusstsein bloß die Verdoppelung, die Wiederholung, die identische Gleichung im Anderen seiner selbst sucht und das Andere als Anderes ablehnt, so ist von einer Ideologie der Gleichheit zu sprechen, weil es sich a) um falsches, bloß in der Fiktion, nicht aber in geschichtlicher Konkretion vorhandenes Bewusstsein handelt und b) ein partikulares Sonderinteresse universalisiert wird. Das Diktat der Gleichheit hebt somit Begegnung, Freiheit und Geschichte auf. Ein Bewusstsein, das bloß Verdoppelung, Gleichung und Bestätigung duldet, mündet in der Inhumanität¹³. Die abstrakte Immunisierung des Subjektes von der geschichtlichen Realität und dabei von der Begegnung mit dem konkret Anderen landet in ideologischer Verblendung. So ist der Wille zur absoluten Gleichheit Hinweis dafür, dass das Subjekt in der Auflösung begriffen ist. „Während das Subjekt zugrunde geht, negiert es alles, was nicht seiner eigenen Art ist.“¹⁴ Der Drang nach Bestätigung in vollkommener Symmetrie entspringt dem Todestrieb: „Ihre Sucht nach Gleichheit ist im Grunde nur der aktivistische Schein einer regressiven Todessucht, die den Anderen vergehen lässt. Der Eros der Begierde ist bloßes Epiphänomen des herrschenden Todestriebes (Thanatos).“¹⁵

⁹ Vgl. dazu Kuno Füssel, Der imaginäre Andere. Ideologiekritische Beobachtungen zur Intersubjektivität, in: H.U.v. Brachel/N. Mette (Hg.), Kommunikation und Solidarität, Freiburg/Ch – Münster 1985, 101-116.

¹⁰ Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben (GW 4, hg. von R. Tiedemann), Darmstadt 1998 113f.

¹¹ Th. W. Adorno, *Minima Moralia* 85.

¹² Th. W. Adorno, *Minima Moralia* 98.

¹³ Th. W. Adorno, *Minima Moralia* 213f.

¹⁴ Th. W. Adorno, *Minima Moralia* 51.

¹⁵ Ferdinand Ulrich, Sprache der Begierde und Zeitgestalten des Idols, in: Bernhard Casper (Hg.), *Phänomenologie des Idols*, Freiburg/München 1981, 133-269, hier 193.

Der Mensch als Maschine

Ohne menschliche Nähe und Freundschaft, ohne Berührung verkommen die Menschen emotional. „Er wendet sein Interesse ab vom Leben, von den Menschen, von der Natur und den Ideen – kurz, von allem, was lebendig ist; er verwandelt alles Leben in Dinge, einschließlich seiner selbst und der Manifestationen seiner menschlichen Fähigkeiten der Vernunft, des Sehens, des Hörens, des Fühlens und Liebens. Die Sexualität wird zu einer technischen Fertigkeit („Liebesmaschine VII, 318); die Gefühle werden verflacht und manchmal durch Sentimentalität ersetzt; die Freude, Ausdruck intensiver Lebendigkeit, wird durch „Vergnügen“ oder Erregung ersetzt; und viel von der Liebe und Zärtlichkeit, die ein Mensch besitzt, wendet er seinen Maschinen und Apparaten zu. ... von der synthetischen Nahrung bis zu den synthetischen Organen wird der ganze Mensch zum Bestandteil der totalen Maschinerie, welche er kontrolliert und die gleichzeitig ihn kontrolliert. ... Die Welt ist zu einer Welt des „Nichtlebendigen“ geworden; Menschen sind zu „Nichtmenschen“ geworden – eine Welt des Toten.“¹⁶

Vertrauen und Glauben

Der Psychoanalytiker Erik Erikson stellte fest, dass die Grundkomponente des menschlichen Daseins ein Ur-Vertrauen ist.¹⁷ Das ist eine Erfahrung, die bereits auf die allererste Lebenszeit des Menschen zurückgeht, wo der Säugling noch ganz und gar umhegt und umsorgt ist von der Mutter, und sich in ihm das Gefühl herausbildet, dass man sich auf die Wirklichkeit verlassen kann und darf. Wo aus welchen Gründen auch immer das Zustandekommen dieser Erfahrung verhindert wird durch frühkindliche Traumata, sind psychische Störungen für das ganze Leben zu erwarten. Man kann nur gesund, heilvoll, harmonisch leben, wenn man in einem Urvertrauen zum Leben lebt, eben nicht nur in der Säuglingszeit, sondern auch dann und gerade dann, wenn man anfängt eigene Lebenserfahrungen zu machen und persönlich mit dem Leben umgehen zu müssen. Immer ist eine positive Grundeinstellung zum Leben gefordert, solange man nicht in totaler Verzweiflung aufgibt.

Paul Tillich, ein Religionsphilosoph, spricht von einem „Mut zum Sein“, der mit dem Leben unauflöslich verbunden ist.¹⁸ Im Vollzug des menschlichen Daseins selbst steckt ein ursprüngliches und fundamentales Ja zum Guten und zum Besseren. Im Menschen stecken unausrottbar die Sehnsucht und der Wille, das, was er als negativ erfährt, zu verändern und ins Positive umzuwandeln. Dieses grundsätzliche Nein zum Negativen hat eben seinen Grund in einem voraus liegenden Ja zum Positiven des Daseins und damit auch zu dem Zustand, wie das Leben eigentlich sein soll. Gewiss, wo dieses ursprüngliche Ja zum Dasein manchmal schon von Kindheit an zerstört wird durch fehlende Liebe, durch ausweglose Situationen, durch gesellschaftliche Missstände, kann sich die positive Grundeinstellung zum Dasein umkehren in ein Nein, das sich in Gleichgültigkeit oder in Verzweiflung, in Resignation oder sogar auch im Willen zur Zerstörung äußern kann. Aber gerade diese Umkehr vom Ja zum Nein wird dennoch nicht als genauso gut und sinnvoll bewertet wie ein grundsätzliches Ja zum Dasein. Jeder von

¹⁶ Erich Fromm, Anatomie der menschlichen Destruktivität, in: Gesamtausgabe VII-318, hg. von Rainer Funk 2016.

¹⁷ Erik Erikson, Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1969.

¹⁸ Paul Tillich, Religionsphilosophie, in: Gesammelte Werke, Bd. 1, 295-364; Bernhard Welte, Religionsphilosophie, hg. von Bernhard Casper und Klaus Kinzler, Frankfurt a.M. 1997; Helmut Kuhn, Begegnung mit dem Sein, München 1954.



uns weiß letztlich, dass Frieden und Frieden stiften besser ist als Krieg und Kriegstreiberei. Wir haben in uns ein Bild vom Guten, und prinzipiell wollen wir es auch.

Im Advent 1944 bringt Alfred Delp in seiner Haft im Blick auf Weihnachten folgende Zeilen zu Papier: „Gott ist mit uns: So war es verheißen, so haben wir geweint und gefleht. Und so ist es seinsmäßig und lebensmäßig wirklich geworden: ganz anders, viel erfüllter und zugleich viel einfacher, als wir meinten. Gott ist Mensch geworden. Lasst uns dem Leben trauen, weil diese Nacht das Licht bringen musste. Lasst uns dem Leben trauen, weil wir es nicht allein zu leben haben, sondern Gott es mit uns lebt.“¹⁹

Der Glaube an die Treue Gottes: Wir alle kennen Amen als Gebetsabschluss. Das Amen ist aber nicht – wie es die Redewendung „Aus und Amen“ fälschlicherweise andeutet – gleichbedeutend mit „Ende“ oder „Schluss“, sondern „Amen“ bedeutet übersetzt eigentlich „fest“ und „zuverlässig“. Es verwundert daher nicht, dass der hebräische Begriff für „Treue“ – emet – dieselbe Wortwurzel hat. Sagen wir „Amen“, dann sagen wir eigentlich so viel wie „Gott ist treu“. Wir vertrauen darauf, dass die Worte des Gebets vor Gott Bestand haben, weil er selbst sich uns helfend zuwendet. Und schließlich ist auch bezeichnend, dass auch das hebräische Wort für „Glaube“ denselben Wortstamm wie die Treue und das „Amen“ hat.

Der Glaube ist nichts anderes als die Erfahrung, dass Gott der absolut verlässliche Grund allen Lebens und Seins ist. Wir dürfen hier am Glauben Jesu Maß nehmen, der im Matthäusevangelium zum Ausdruck kommt. Hier sagt Jesus in einer Jüngerunterweisung: „Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen oder trinken sollt, noch um euren Leib, was ihr anziehen sollt!“ (Mt 6,25-33) In diesem Text erfahren wir etwas von der befreienden Kraft des Glaubens, den Jesus selbst gelebt hat, den er den Menschen nahebringt und den er mit seinen Jüngerinnen und Jüngern zusammenlebt. In diesem Sinne spricht Jesus ja von seiner Familie: seine Brüder und seine Schwestern, ja seine Mutter, das sind all die, die das Wort Gottes hören und es befolgen, die also glauben. Und die befreiende Kraft des Glaubens? Nun, es ist eben die Freiheit der Vögel, die Freiheit der Blumen, die Freiheit des Kindes, jene Freiheit, die sich ganz der Sorge des Vaters überlässt und sich von ihm allein tragen, führen und beschenken lässt. Aus diesem Text wird ersichtlich, dass Jesus in einer ganz grundsätzlichen Zuversicht lebte. Er ist geborgen bei Gott seinem Vater. Und er kennt nur eine wirkliche Sorge in seinem Leben: Die Sorge um das nahende Reich Gottes. Der Glaube Jesu ist getragen von der Zuversicht, dass Gott dem Menschen alles schenkt und dass der Mensch sich von diesem Gott beschenken lassen darf.

In diesem Sinne heißt glauben nichts anderes als sich vertrauensvoll Gott zu überlassen, ihn als die tragende Grundwirklichkeit des Daseins zu akzeptieren, Gott als Grund des eigenen Daseins und der ganzen Wirklichkeit anzuerkennen. Im Glauben finde ich ein Du, dem ich mich restlos anvertrauen kann. Deshalb ist der Akt des Glaubens nicht als neutraler Satz formuliert, sondern primär und grundlegend als Gebet, als Anrede. Ich glaube an Gott – das heißt soviel wie: Ich glaube an dich, ich vertraue mich dir an, ich halte dir die Treue. Somit besagt glauben nicht in erster Linie das Fürwahrhalten von Sätzen. Ich glaube nicht primär etwas, eine Sache, eine Aussage, sondern ich glaube jemandem. Und indem ich Gott glaube, über-eigne ich mich ihm. Der Glaubende weiß, dass er nur Sicherheit findet, dass er nur Boden unter den Füßen bekommt, wenn er von sich selbst loskommt und radikal auf Gott setzt.

¹⁹ Alfred Delp, Vigil von Weihnachten, in: Ders., Sämtliche Werke. Band I-V., Bd. IV. Aus dem Gefängnis, Frankfurt a. M. 1982-1988, 186-195, hier: 195.

Glaube zwischen Vertrauen und Kritik

Plakativ möchte ich drei Typen skizzieren: die Nein-Sager, die Wendehälse und die Ja-Sager. Vom „Prinzip Nein“, vom grundsätzlichen Verdacht geht jedoch keine Solidarität mit den Leidenden aus. Ein Nein ohne Ja treibt in die Bitterkeit, in den Hochmut, in die Isolation, in den Rigorismus. Dann kann man im Hinblick auf Ja und Nein von einer neuen Wendigkeit und Windigkeit sprechen. Die Wendehälse sind überall dabei, die Widersprüche gehören zum System. Ja und Nein verkommen zu einer Frage des Geschmacks und der Laune, Leben oder Tod wird zur Frage des besseren Durchsetzungsvermögens, Wahrheit oder Lüge eine Frage der besseren Taktik, Liebe oder Hass eine Frage der Hormone, Friede oder Krieg eine Frage der Konjunktur. Schließlich fällt vielen das Nein-Sagen schwer. Sie wollen es sich mit keinem vertun, haben Angst vor Liebes- und Sympathieentzug, sie getrauen sich nicht, jemandem zu widersprechen. In ihrer Suche nach Harmonie vermeiden sie jeden eigenen Standpunkt. Ein Ja ohne Nein bleibt kontur- und profillos, verwaschen und ohne Spannung. Wer nicht Nein sagen kann, sagt implizit Nein zu vielem.

Im Glauben nimmt der Christ teil an der Vorliebe Gottes für Mensch und Welt (Weish 11,23-26; Dtn 30,15-20; Joh 10,10; 2 Kor 1,20; 2 Kor 8,9). Glauben ist Hören und Annehmen des endgültigen Ja Wortes, der irreversiblen Zusage. Die christliche Botschaft ist biophil, sie ist eine Chiffre für schöpferische Lebensfreundlichkeit. Glaube als freies Antwortgeschehen auf die Selbstmitteilung Gottes ist der Mitvollzug dieser Option Gottes für Mensch und Welt. Er schließt eine Option und eine Lebenswahl ein. Es bedeutet – um des Ja willen – auch Abschied und Absage. Man kann nicht zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon (Mt 6,24). Die Kraft der Entscheidung für das Reich Gottes zeigt sich im Mut zum Nein gegenüber Götzen, dem Mammon (Mt 6,19-21), gegenüber kollektiven Egoismen, zerstörenden Mächten, Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Ein Gebot der Stunde ist die Unterscheidung der Geister (1 Thess 5,21; 1 Joh 4,1) zwischen fanatischen und zerstörerischen bzw. erlösenden und befreienden Gottesbildern, zwischen Jesus Christus und Verführern, zwischen dem Geist und dem Ungeist, zwischen einer feigen oder auch dämonischen Selbstlosigkeit und der Liebe, zwischen Verweigerung der Selbstwerdung und Narzissmus, zwischen abgöttischer Selbst- und Nächstenliebe und der dämonischer Selbstabwertung.

Arbeit am Fundament

Die Dankbarkeit und Freude über das Wirken Gottes an uns ist für Ignatius von Loyola das Fundament des Lebens, die Basis von Berufung. Universalität ist eine Grundstruktur der ignatianischen Gotteserfahrung (Gott finden in allen Dingen) wie auch des ignatianischen Dienstes (alles zur größeren Ehre Gottes). In der Betrachtung zur Erlangung der Liebe kommt diese Berufung zur Universalität zum Ausdruck: Gott zu sehen in seiner Tätigkeit als Schöpfer, in seiner Gegenwart in allem und in seinem mühevollen Einsatz für die Welt, die auffordern zu einer Antwort, die das ganze Leben einfordert.²⁰ Dankbarkeit befreit von dem zwanghaften und verfehlten Bemühen, Berufung, selbst „machen“ zu wollen. In ihr wird das Fundament deutlich, das Fundament einer Liebe, die sich aus der Erfahrung der unendlichen Liebe Gottes bedingungslos diesem übergibt und ihm dienen will.

Die Gesellschaft schuldet der Jugend ein gutes Lebensfundament und einen guten Start ins Leben. Ein gutes Lebensfundament sind Selbstwissen, Selbstachtung und Selbstvertrauen.

²⁰ Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Nach dem spanischen Urtext übersetzt von Peter Knauer, Würzburg 1998, 230-237. Vgl. dazu Toni Witwer, Die Gnade der Berufung. Allgemeine und besondere Berufung bei Hieronymus Nadal am Beispiel der Gesellschaft Jesu (StsTh 13), Würzburg 1995, 147.282.



Junge Menschen müssen wissen, wer sie sind, was sie wollen, was sie können, wenn sie im Leben einen guten Weg gehen möchten. Der gute Start ins Leben hat mit offenen Türen und echten Gelegenheiten zu tun. Kurz, die Gesellschaft schuldet den jungen Menschen die Möglichkeit, das eigene Leben in die Hand zu nehmen und an einer Existenz zu bauen. „Eine ‚Mindest-Utopie‘ müsse man verwirklichen – das ist ein Ausdruck, der verdiente, in unser Vokabular aufgenommen zu werden, nicht als Besitz, sondern als Stachel. Die Definition dieser Mindest-Utopie: ‚Nicht im Stich zu lassen. Sich nicht und andere nicht. Und nicht im Stich gelassen zu werden.‘“ (Hilde Domin, Aber die Hoffnung)

Junge Menschen brauchen zu einem erfüllten Leben eine Lebensrichtung, eine Lebenstiefe, Lebenskraft, ein „Warum“ im Leben. Und sie brauchen einen Lebensplatz. „Lebensplatz“ ist analog zum „Arbeitsplatz“ mehr als nur „Leben“ so wie ein Arbeitsplatz mehr als nur Arbeit ist. Und doch bleibt die Arbeit und die Erwerbsarbeit eine Säule unserer Identität. Arbeitslose und Menschen ohne Erwerbschance werden buchstäblich wertlos gemacht. Das Ansehen eines Menschen in seiner Umgebung hängt nicht zuletzt von der Arbeit ab. Abwertung der Arbeit führt auch zu einer Abwertung der Menschen. Jugendarbeitslosigkeit ist eine schwere Hypothek für die zukünftige Entwicklung der Gesellschaft.

Es ist eine Verankerung im Leben mit wichtigen Bezugspersonen, mit wichtigen Tätigkeiten, mit dem Wissen um Zugehörigkeit. Junge Menschen brauchen Anerkennung durch Gruppe von Gleichgestellten, Anerkennung durch Begleiterinnen und Begleiter, Anerkennung durch Gruppen, denen sie angehören, Anerkennung durch erbrachte Leistung. Freunde gehören nach wie vor zu den wichtigsten Prioritäten von jungen Menschen: Freundschaft mit Menschen, Freundschaft mit Gott, Erfahrungen von Güte. Begleitung möge durch Menschen erfolgen, die nicht nur an sich selbst und der eigenen Autonomie in erster Linie interessiert sind, sondern „generative Menschen“ sind, also Menschen, die selbst auf festem Grund stehen, Vertrauen vermitteln und Freude am Blühen anderer haben. Generativen Menschen geht es nicht nur um die eigene Selbstbehauptung. Ihre Energien, ihre Zeit sind nicht durch die eigenen Interessen besetzt. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die Kunst der Lebensweitergabe: „Haben wir erst einmal dies Ineinandergreifen der menschlichen Lebensstadien erfasst, dann verstehen wir, dass der erwachsene Mensch so konstituiert ist, dass er es nötig hat, benötigt zu werden, um nicht der seelischen Deformierung der Selbst-Absorption zu verfallen, in der er zu seinem eigenen Kind und Schoßtier wird.“²¹ Ohne generative, schöpferische Fürsorge und Verantwortung für andere, verarmt das Leben, es stagniert. Keine Generation fängt beim Nullpunkt an und jede Generation gibt an kommende Generationen etwas weiter. Was hinterlässt die gegenwärtige Generation der zukünftigen: einen Schuldenberg, verbrannte Erde, einen Scherbenhaufen? Oder können wir ein Wort von Hilde Domin anwenden: „Fürchte dich nicht / es blüht / hinter uns her.“²²?

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

²¹ Erik H. Erikson, Einsicht und Verantwortung. Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse, Stuttgart 1964, 114.

²² Hilde Domin, Sämtliche Gedichte; hg. Nikola Herweg und Melanie Reinhold, Frankfurt a.M. 2009.